

III. Wie geht man *richtig* mit dem Mittelalter um?

MITTELÄLTler, m. verehrer
und nachbeter des mittelalters,
spottend¹

Wer in Heidelberg Germanistik studiert oder am Germanistischen Seminar der Heidelberger Universität arbeitet, dem offenbart sich ein besonderer Blick aus manchen Seminar- und Büroräumen, nämlich der Blick auf das Heidelberger Schloss. Als eine der wichtigsten touristischen Sehenswürdigkeiten ist es überall in der Stadt präsent, nicht zuletzt auf den allgegenwärtigen Hinweisschildern, die mit der stilisierten Silhouette des Schlosses bereits dessen heutigen, speziellen Zustand betonen: Es handelt sich nämlich um eine Ruine, »gewiß die größte u[nd] schönste Ruine Deutschlands«, wie Joseph von Eichendorff 1807 anlässlich seiner Ankunft in Heidelberg in seinem Tagebuch vermerkt hat.² Die wechselhafte Geschichte des Schlosses bis zu seiner (wiederholten) Zerstörung muss an dieser Stelle nicht interessieren, seine Geschichte als Ruine allerdings schon, denn als solche wurde das Schloss zum Inbegriff einer romantischen, auf die Vergangenheit gerichteten Sehnsucht – und zu »einem Gegenbild zu einer als disharmonisch erfahrenen Gegenwart«.³ Das Heidelberger Schloss verweist auf das Mittelalter zurück, beschwört Bilder und Vorstellungen einer

-
- 1 Deutsches Wörterbuch: s.v. »mittelältler, m.«.
 - 2 Joseph von Eichendorff: Tagebücher, S. 286.
 - 3 Herbert Uerlings: Einleitung, S. 30.

vergangenen Zeit herauf, die von den Romantikern positiv besetzt wird. Gleichzeitig verdeutlicht der Status als Ruine, dass diese Zeit vergangen ist und somit der eigenen Jetzt-Zeit gegenübergestellt werden kann. Das Schloss ist zugleich da und weg, zugleich sichtbar und verschwunden. Die Ruine ist die paradigmatische Szene und Szenerie der zugleich vergangen und anwesenden Mittelalter.

Dass es überhaupt so weit kommen konnte, hängt auch mit der Heidelberger Universität zusammen. Anfang des 19. Jahrhunderts veranlasste der badische Großherzog Karl Friedrich eine Neuorganisation der 1386 gegründeten Universität im Geiste des Neuhumanismus und mit berühmten Professoren wie dem Spätaufklärer Johann Heinrich Voß. Es gab daneben aber auch romantisch veranlagte Mitglieder der Universität, etwa Friedrich Creuzer, Professor für Philologie und alte Geschichte. Frisch nach Heidelberg berufen schrieb Creuzer 1804 an seinen Freund Clemens Brentano, »daß diese Stadt ein Ort für Männer sei, die das alte große Teutschland in ihrem Herzen tragen [...], die den alten Romantischen Gesang in seiner Tiefe aufzufassen und auf eine würdige Weise wieder zu beleben vermögen«.⁴ Brentano folgte Creuzers Städtelob und zog schon bald nach Heidelberg, wo er zusammen mit Achim von Arnim die sogenannte Heidelberger Romantik begründete, als deren bekanntestes Werk *Des Knaben Wunderhorn* hervorsticht. Diese Liedersammlung in drei Bänden, erschienen in den Jahren 1806 bis 1808, spiegelt die intensive Beschäftigung Brentanos und Arnims mit dem Mittelalter, speziell mit dessen Poesie. Den Romantikern war das Mittelalter wichtig, und sie hatten ein Interesse daran, ihr Bild und ihre Vorstellung des Mittelalters zu popularisieren.

Das gilt übrigens nicht nur für die Literatur: Die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée versammelten von 1810 bis 1819 in ihrem Heidelberger Palais eine große Zahl von mittelalterlichen deutschen und niederländischen Gemälden. Die berühmte Sammlung, die später den Grundstock der Alten Pinakothek in München bildete, wurde zum Inbegriff eines deutschen künstlerischen Schaffens – und zugleich zum Anlaufpunkt für Künstler, Gelehrte und Würdenträger, unter ihnen

4 Zitiert nach Friedrich Strack: *Zukunft in der Vergangenheit?*, S. 252.

Johann Wolfgang von Goethe, der 1814 und 1815 mehrere Wochen bei den Boissérées wohnte. Heute ist in dem Palais am Karlsplatz ausgerechnet das Germanistische Seminar der Universität Heidelberg untergebracht, wo Tafeln an die romantische Geschichte des Hauses erinnern. Nimmt man noch den bereits erwähnten Blick auf das Heidelberger Schloss dazu, ist es also für Studierende und Lehrende der Germanistik schwer, der Romantik zu entkommen – noch schwerer als an anderen Orten, denn die Romantik prägt die Germanistik ja ohnehin.

Die Romantik wiederum ist ganz wesentlich durch ihre Beschäftigung mit dem Mittelalter geprägt. Heinrich Heine hat es in seiner Abhandlung über *Die romantische Schule* auf die – trotz der Polemik des Textes oft zitierte – Formel gebracht, dass diese in Deutschland nichts anderes gewesen sei »als die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben manifestiert hatte.«⁵ Darin steckt viel Kluges: erstens die ›Wiedererweckung‹, denn der Romantik ging es, zumindest am Anfang, nicht nur darum, mittelalterliche Literatur als etwas Abgeschlossenes zu lesen oder zu beforschen – sie sollte vielmehr einen Platz in der Gegenwart und für die Gegenwart bekommen. Zweitens betont Heine die herausragende Bedeutung der Poesie, die hier nicht nur als Dichtkunst verstanden wird, sondern sich als Geist der Zeit in allen kulturellen Bereichen offenbart. Dass die Romantiker die Poesie über andere Literaturformen stellen, haben wir bereits erwähnt, hier geht es aber vor allem darum, dass die Romantiker die (mittelalterliche) Poesie in allen Bereichen des (mittelalterlichen) Lebens finden – und umgekehrt dieses Leben in der Poesie.⁶

Poesie höfischer Ritter

Im Mittelpunkt steht dabei das Rittertum, in dem die Romantiker nicht einfach nur eine ältere Form der Kriegsführung, sondern vielmehr einen

5 Heinrich Heine: *Die romantische Schule*, S. 126.

6 Günter Schäfer-Hartmann: *Literaturgeschichte als wahre Geschichte*, S. 69–74.

wesentlichen Kulturträger Europas sehen und das sie als Lebensform und Geisteshaltung idealisieren. Diese Vorstellungen kommen uns auch heute sehr bekannt vor, denn das Ritterbild der Romantik wurde, wie der Germanist Joachim Bumke im Jahr 1964 schrieb, »unversehrt in die Kulturgeschichte hinübergerettet und dort von Generation zu Generation weitergegeben, oft genug unberührt vom scharfen Zugwind der Quellenforschung«.⁷ Bumke hat mit seinen Arbeiten allerdings durchaus dazu beigetragen, dieses romantische Ritterbild am Leben zu erhalten, vor allem mit seinem Buch über die *Höfische Kultur*, erstmals 1986 in zwei Bänden erschienen.⁸ Sein Ansatz, die höfische Literatur konsequent als Quellen historischer Mentalitäten zu lesen (also von der Literatur auf die Wertvorstellungen damaliger Menschen zu schließen), war ein interessantes und sehr erfolgreiches Konzept, das Bumke einen Platz auf so ziemlich allen Literaturlisten von mittelalter germanistischen Einführungskursen verschafft hat. Trotz seines damaligen Hinweises, dass es nötig sein könnte, diese Engführung von Literatur und Geschichtswissenschaft durch Quellenstudien kritisch zu überprüfen, hat er damit letztlich einer romantischen Mittelaltervorstellung zugearbeitet.

Aus Sicht der Romantiker besteht nämlich sowohl eine soziale Bindung zwischen Rittertum und Poesie, denn das Rittertum wird als Trägerschicht der Bildung verstanden, als auch eine ideelle Bindung, denn der ritterliche Geist spiegle sich in der Poesie. Besonders die Minnelyrik verkörpere den Geist des Rittertums in Reinform. Friedrich Schlegel stilisiert dann auch 1803/04 in seinen Vorlesungen die mittelalterliche Poesie zum Inbegriff des Romantischen: »Unter der Herrschaft der schwäbischen Kaiser war in Deutschland die Zeit der eigentümlichen Blüte der romantischen Poesie, wenn man diese nicht historisch, sondern nach ihrem wesentlichen Begriffe nimmt. Nie war wohl die Poesie mit dem Leben so innig verwebt, so allgemein verbreitet und so hoch geachtet.«⁹ In dem Zitat klingt zugleich eine Verknüpfung von kultureller und politischer Entwicklung an, die Schlegel parallel

7 Zuletzt als: Joachim Bumke: Studien zum Ritterbegriff, S. 12.

8 Zuletzt in einem Band als: Joachim Bumke: Höfische Kultur.

9 Friedrich von Schlegel: Die altdeutsche Literatur, S. 181.

setzt: »Die blühendste Zeit der deutschen Dichtkunst war auch die glorreichste des deutschen Kaisertums.«¹⁰ Literatur- und Herrschaftsgeschichte gehen quasi Hand in Hand.

An diesem Beispiel sieht man, dass die Idealisierung der mittelalterlichen Dichtung für die Romantiker immer auch mit einer Idealisierung der politischen Vergangenheit einhergeht. Bei aller reflexhaften Kritik, mit der wir heute eine solche restaurative Tendenz bewerten, erinnert uns der Germanist Gerhard Kosellek in einem lesenswerten Überblick über die romantische Mittelalterrezeption daran, dass etwa das mittelalterliche Kaisertum von den Romantikern als – vermeintlich harmonischer – Gegenentwurf zu dem als despotisch empfundenen Absolutismus ihrer eigenen Gegenwart gesehen wurde.¹¹ So ist die Apologie des Mittelalters auch das affirmative Gegenstück zu einer Kritik an der Gegenwart, die dennoch häufig genug – wenn auch nicht immer – eine Kritik an den Idealen der Aufklärung ist. Zudem hat die Verehrung des Mittelalters durch die Romantiker immer auch nationale oder nationalistische Dimensionen, wenn aus der Konstruktion einer gemeinsamen Vergangenheit der Grundstein für eine patriotische Zukunft werden soll. Dies gilt gerade vor dem Hintergrund der napoleonischen Herrschaft, in deren Kontext auch die Ruine des Heidelberger Schlosses einen anderen Erinnerungsraum eröffnete: Statt des poetischen Verweises auf das zugleich an- und abwesende Mittelalter stand dabei die historische Symbolik des von französischen Truppen zerstörten Bauwerks im Zentrum. Tatsächlich waren die Franzosen zwar nur für einen Teil der Schäden verantwortlich, aber solche Details spielten im antifranzösischen Furor keine große Rolle. Schon 1773 schrieb Christian Friedrich Daniel Schubart anlässlich seines Aufenthalts in Heidelberg: »Wer von hier aus nicht einen Fluch nach Frankreich hineinschleudert, – denn Franzosen haben das Schloß verwüstet, – der kann ohnmöglich

¹⁰ Ebd., S. 183.

¹¹ Gerard Koziellek: Einleitung, S. 10. Der Name des 1928 in Ratibor geborenen Gerhard Kosellek wurde 1950 an die polnische Schreibweise angepasst (Gerard Koziellek), 1989 kehrte er zur ursprünglichen Namensform zurück, die wir dementsprechend im Text verwenden.

ein bidrer Deutscher seyn.«¹² Und noch heute lockt die Heidelberger Schlossbeleuchtung scharenweise Tourist*innen in die Stadt, wenn ein Feuerwerk über der Ruine abgebrannt wird; ein Spektakel, das bereits 1807 als romantisches Schauspiel inszeniert und im Jahr 1815 dann antifranzösisch umgedeutet wurde.¹³

Auch die Romantiker schrieben gegen die napoleonische Herrschaft an, darunter die Herausgeber von mittelalterlichen Texten, wie die Vorrede der Brüder Grimm zu ihrer Ausgabe des *Armen Heinrich* zeigt, die wir im folgenden Kapitel näher kennenlernen werden. In besonderem Maße war von der frankreichfeindlichen Nutzung mittelalterlichen Erzählens aber die Edition und Übersetzung des *Nibelungenlieds* betroffen, das zum nationalen Sammlungspunkt erklärt wurde. Wie die Germanistin Edith Höltenschmidt in ihrem Buch über die Mittelalterrezeption der Brüder Schlegel selbst mit ein wenig Pathos schreibt, »mischt sich in den Wunsch nach poetischer Erneuerung des Epos die patriotische Hoffnung, sich an der einstigen Größe und den alten heroischen Tugenden wiederaufzurichten, die mit dem nationalen Nibelungenmythos in Erinnerung gerufen wurden.«¹⁴ Die nationalistische Vereinnahmung eben dieses Nibelungenmythos im Kaiserreich und unter den Nationalsozialisten – von der die Romantiker natürlich noch nichts wissen konnten – hinterlässt bei heutigen Leser*innen ein ungutes Gefühl angesichts solcher Vorhaben. Aber schon das tragische Ende des *Nibelungenlieds* – von dem die Romantiker durchaus etwas wissen konnten – hätte Warnung genug sein können.

Ein Mittelalter für die Gegenwart

Nicht alle romantische Idealisierung der Vergangenheit musste auf die Nationalstaatlichkeit Deutschlands abzielen, aber die Konstitution

12 Christian Friedrich Daniel Schubart: *Leben und Gesinnung*, S. 193.

13 Heckmann: *Schloß Heidelberg im Zeitalter der Romantik*, S. 51f.

14 Edith Höltenschmidt: *Die Mittelalter-Rezeption der Brüder Schlegel*, S. 48f.

einer Gemeinschaft – die immer mit dem Ausschluss Anderer einherging – ist doch prägend. Das gilt auch für den berühmten Aufsatz, in dem Novalis die christliche Einheit Europas beschwor:

Es waren schöne glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo *Eine* Christenheit diesen menschlich gestalteten Welttheil bewohnte; *Ein* großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reichs. – Ohne große weltliche Besitzthümer lenkte und vereinigte *Ein* Oberhaupt, die politischen Kräfte.¹⁵

Die Romantik ist in vielerlei Hinsicht nicht nur eine religiöse, sondern auch eine christliche Bewegung, und das Mittelalter, das entworfen und propagiert wird, ist ein christliches – hier explizit katholisches – Mittelalter.

Der Wunsch nach einer Erneuerung der eigenen Gegenwart auf Grundlage der mittelalterlichen Poesie konnte also durchaus unterschiedlich konnotiert sein und sich dementsprechend in unterschiedlichen Formen äußern. Die Forschungen der Brüder Schlegel zum *Nibelungenlied* waren beispielsweise primär darauf ausgerichtet, dem Epos einen Platz im Pantheon literarischer Werke zu sichern, neben Cervantes, Shakespeare und – als Messlatte epischen Erzählens – der *Ilias*. Dafür nutzten sie den Werkzeugkasten der Klassischen Philologie und der Textkritik, um Ausgaben herzustellen, die den Anforderungen an Wissenschaftlichkeit entsprachen. Diese richteten sich aber – damals ebenso wie heute, wir haben das Problem angesprochen – an Gelehrte, waren also eine recht elitäre Angelegenheit.

Ganz anders dagegen das bereits erwähnte *Wunderhorn*, herausgegeben von Clemens Brentano und Achim von Arnim. Auch hier sehen die beiden in ihrer Arbeit eine nationale Aufgabe, aber sie betonen die deutsche Volkskultur, die den Liedern zugrunde liege, und behaupten damit gerade nicht, dass es sich bei den Liedern um eine singuläre,

15 Novalis: Europa, S. 507.

herausragende literarische Erscheinung handele. Es ist gar nicht notwendig, dass die Lieder *über* allen anderen Werken stehen, es reicht, wenn sie *für* die deutsche Volkskultur stehen. Dieses Bewusstsein einer nationalen Zusammengehörigkeit soll auch dafür sorgen, wie Kosellek schreibt, »die Kluft zwischen dem eigentlichen Volk und einem kleinen Kreis von Gelehrten«¹⁶ zu überwinden und so zu einer Einheit zu führen. Dass Brentanos und Arnims Vorgehen auf Widerstand bei dem kleinen Kreis von Gelehrten stieß, überrascht deshalb nicht. Vordergründig entzündete sich der Streit an den Editionsprinzipien, nach denen die Lieder im *Wunderhorn* von den beiden Herausgebern ausgewählt und bearbeitet wurden. Im Hintergrund standen aber weniger die philologischen Details als vielmehr die Tatsache, dass die Sammlung – entgegen dem Untertitel, der »Alte deutsche Lieder« versprach – auch zeitgenössische Texte enthielt, darunter eigene Lieder von Brentano und Arnim. Dass mittelalterliche oder frühneuzeitliche Texte nicht von der zeitgenössischen Dichtung unterschieden wurden, gehörte zum Programm der Herausgeber, die sich prächtig darüber amüsierten, wenn ihre eigenen Werke für mittelalterlich gehalten wurden.¹⁷

Manche Rezensenten, darunter Goethe, nahmen die Eingriffe und Hinzufügungen der Herausgeber gerne in Kauf, andere waren weniger gnädig. Die beiden frühen Germanisten Friedrich Heinrich von der Hagen und Johann Gustav Büsching betonten in der Einleitung zu ihrer *Sammlung Deutscher Volkslieder* von 1807 ihre eigenen Grundsätze und rügten – ohne explizit Namen zu nennen – das Konkurrenzprodukt:

Ueberhaupt aber machten wir uns bei dem, was wir aus Schriften aufnahmen, die gewissenhafteste Treue zur Pflicht; [...] Noch weniger aber haben wir diese Lieder durch Auslassungen, Zusätze, Uebersetzung und Umbildung versetzen, Fragmente ergänzen, oder gar ganz eigenes Machwerk dabei einschwärzen wollen; dies ist, auf's

16 Koziółek: Einleitung, S. 28.

17 Armin Schlechter: *Die Romantik in Heidelberg*, S. 58.

gelingende eine poetische Falschmünzerei, wofür die Historie keinen Dank weiß.¹⁸

Friedrich Schlegel griff diese Kritik in seiner Rezension der *Sammlung Deutscher Volkslieder* auf; später polemisierte der Heidelberger Professor Johann Heinrich Voß gegen das *Wunderhorn*, wobei er sich wiederum auf von der Hagen und Schlegel berief. Auch die Brüder Grimm argumentierten, dass der poetische Wert der Lieder durch die Eingriffe Brentanos und Arnims verletzt worden sei. Besonders die Vermischung eigener und überlieferter Werke erregte ihr Missfallen: »Historische Achtung vor diesen Liedern hattet Ihr nun wohl keiner recht«, ¹⁹ schrieb Jacob Grimm 1809 an Brentano.

Bei allen Debatten um die Editionsrichtlinien scheint es also gerade die, um noch einmal Heine zu zitieren, »Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters« zu sein, die hier bei den frühen Germanisten auf Kritik stößt: Nicht das Sammeln und Herausgeben von mittelalterlichen Liedern ist kritikwürdig, sondern das Neudichten von Liedern; ein Neudichten, das bewusst auf mittelalterliche Vorbilder zurückgreift. Brentano und Arnim sind damit natürlich nicht allein. Heines Definition der romantischen Schule ließe sich insofern erweitern, dass die Poesie des Mittelalters sich eben nicht nur in mittelalterlichen »Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben manifestiert hatte«, sondern auch in zeitgenössischen. Denn die Romantiker beschränkten sich nicht darauf, ins Mittelalter zurückzublicken und dessen Lieder, Bilder und Bauwerke zu bewundern, sondern sie schufen ihrerseits neue Lieder, Bilder und Bauwerke. Dieser Prozess, diese Neuschöpfung unter Bezug auf das Mittelalter, wird in der deutschen Forschung als Mittelalterrezeption bezeichnet – und darum soll es im Folgenden gehen.

18 Johann Gustav Gottlieb Büsching/Friedrich Heinrich von der Hagen: *Sammlung deutscher Volkslieder*, S. VIII f.

19 Zitiert nach Oscar Fambach: *Ein Jahrhundert deutscher Literaturkritik (1750–1850)*, S. 40 f.

Mittelalterrezeption und Mediävalismus

In der Germanistik hatte die Untersuchung von Zeugnissen einer solchen Mittelalterrezeption in den 1980er-Jahren eine erste Hochphase. Veranstaltet wurden große Symposien und anschließend wurden dicke Sammelbände gedruckt mit den Aufsätzen, die aus diesen Symposien hervorgingen. Diese konzentrierten sich anfangs noch fast ausschließlich auf kulturelle Erzeugnisse aus dem Bereich der sogenannten Hochkultur, denn darüber, über die Hochkultur, durfte man auch als Wissenschaftler*in reden und schreiben. Erst allmählich kamen dann Beiträge zur Mittelalterrezeption in Comics, Filmen oder Kinderbüchern hinzu – und es ist bezeichnend, dass diese Beiträge häufig am Schluss der Bände abgedruckt wurden.

Diese Entwicklung lässt sich wunderbar an den fünf Sammelbänden nachvollziehen, die zwischen 1979 und 1996 als Ergebnisse der sogenannten Salzburger Symposien veröffentlicht wurden. Beginnt der erste Band noch mit dem öffentlichen Festvortrag des zu seiner Zeit sehr bekannten Altgermanisten Peter Wapnewski über *Richard Wagner und sein Mittelalter* – viel »populärer« wird es dann auch nicht mehr –, enthält der letzte Band unter anderem Beiträge zur *Erfahrung des Fremden im Mittelalter-Film* (Hans-Jürgen Bachorski), zum *Hexenkult im feministischen und esoterischen Kontext des New Age* (Ingrid Bennewitz) und zur *Artusrezeption in Science-Fiction und Fantasy-Comics* (Barbara Grisch von Ah). Mitte der 90er-Jahre endet die Reihe der Salzburger Symposien und mit ihr die erste Welle der germanistischen Mittelalterrezeption.

Im Jahr 2008 warben dann Mathias Herweg und Stefan Keppler-Tasaki in einem Aufsatz für einen offenen Arbeitskreis Mittelalterrezeption, der »dem Thema eine stabile und bedarfsgerechte Aufmerksamkeit sichern« sollte.²⁰ Die beiden Germanisten verstehen unter dem Begriff der Mittelalterrezeption erstens einen »Rückgang oder Rückgriff«,²¹ in dem Vergangenes mittels künstlerisch-produktiver, reproduktiver,

20 Mathias Herweg/Stefan Keppler-Tasaki: Neue Wege der Mittelalterrezeption, S. 465.

21 Ebd., S. 466.

wissenschaftlicher und politischer Aneignungsformen in die eigene Gegenwart hineingestellt wird; zweitens das – von der gezielten Aneignung oft nicht klar zu trennende – Fortleben des Mittelalters. Nicht zuletzt durch die von Herweg und Keppler-Tasaki herausgegebenen Sammelbände hat die Mittelalterrezeption in den vergangenen Jahren einen enormen Aufschwung erlebt.²² Das hängt sicherlich auch mit der großen Rolle zusammen, die dem Thema seit einigen Jahren in der englischsprachigen Forschung zukommt – dazu gleich mehr. Verglichen mit der englischsprachigen Forschung beschäftigt sich die Germanistik aber trotz aller Annäherungen an populäre Formen des Umgangs mit dem Mittelalter auch weiterhin zu einem großen Teil mit Mittelalterrezeptionszeugnissen, die auch jederzeit im Feuilleton besprochen werden können – und zum Teil auch besprochen werden. Für die Mittelaltergermanistik findet Mittelalterrezeption auch zu Beginn des neuen Jahrtausends im Wesentlichen im Rahmen ernstzunehmender (Gegenwarts-)Literatur und auf ernstzunehmenden Theater- und Opernbühnen statt. Für Computerspiele, Filme und Fernsehserien sind praktischerweise sowieso andere Fächer zuständig, nämlich die Film- und Medienwissenschaften.

Gewisse Berührungspunkte mit allzu populären Gegenständen bleiben also vielfach bestehen, genauso wie der Begriff der ›Rezeption‹ gerne allzu wörtlich ausgelegt wird, nämlich als ein einseitiges ›Aufnehmen‹, bei dem etwas aus den ›tatsächlichen‹ Mittelaltern eingefangen und dann neu bearbeitet wird. Dabei wird manchmal übersehen, dass es häufig eher um Mittelalterbilder geht, die einander in einem wechselseitigen Prozess gegenseitig beeinflussen – mit dem US-amerikanischen Literaturwissenschaftler Stephen Greenblatt könnte man von einer ›Verhandlung‹ sprechen. Bildhaft ausgedrückt, könnte man sich unter der typischen Mittelalter-Rezeption eine Hotel-Rezeption vorstellen, bei der Gäste ankommen, aufgenommen und auf ihre Zimmer verwiesen werden. Ein schönerer, lebhafterer Ort wäre demgegenüber aber vielleicht die Hotel-Lobby, wo Menschen sich treffen, sich austauschen

22 Mathias Herweg/Stefan Keppler-Tasaki: Rezeptionskulturen. Mathias Herweg/Stefan Keppler-Tasaki: Das Mittelalter des Historismus.

und miteinander Kaffee trinken. Wir sollten einen Blick in diese Lobby werfen!

In der englischsprachigen Forschung ist hierfür – also für diese metaphorische Hotel-Lobby – der Begriff *medievalism* weit verbreitet. Weil dieser Ansatz unserer Vorstellung einer Hotel-Lobby eher entspricht, eignen wir uns diesen Begriff in seiner deutschen Entlehnung an, sprechen also im Folgenden von Mediävalismus oder, häufiger, im Plural von Mediävalismen. Richard Utz, ein deutscher Mediävist, der einen Großteil seiner Karriere in den USA verbracht hat, beschreibt Mediävalismen als »die andauernde Rezeption der mittelalterlichen Kultur in postmittelalterlichen Zeiten«, ²³ wobei über die genaue Bedeutung des ›post‹ gleich noch nachzudenken sein wird. Natürlich ist hier auch von ›Rezeption‹ die Rede, aber das Verständnis des Begriffs ist sehr viel offener. Es gibt innerhalb der verschiedenen mit den Mittelaltern befassten Fächer sogar eine eigene Forschungsrichtung, die sich mit Mediävalismen beschäftigt und die im englischsprachigen Raum ›medievalism studies‹ heißt. Ihre Herausbildung und akademische Etablierung war dabei von zahlreichen Widerständen geprägt, wie es in der Einleitung zu einem Handbuch zum Mediävalismus heißt: Es gab »Spannungen zwischen ›Fachleuten‹ und ›Amateuren‹, Westeuropäern und ›Anderen‹; Debatten darüber, ob man sich an der Vergangenheit orientieren solle (›pastism‹) oder an der Gegenwart (›presentism‹); es gab Debatten über Erinnerung und Subjektivität; Dekonstruktionen der Konzepte von Authentizität, Autorität und der akademischen Disziplinen und Institutionen, die sich auf sie stützen«. ²⁴

23 »Medievalism, the continuing reception of medieval culture in post-medieval times [...]« (Richard Utz: *Coming to Terms with Medievalism*, S. 101)

24 Hier der vollständige Kontext: »We begin this introduction to *Medievalism: Key Critical Terms* with a tribute to Leslie Workman and Kathleen Verduin's achievements because the struggles they faced in bringing academic recognition to medievalism studies – tensions among ›professionals‹ and ›amateurs‹, ›Western Europeans‹ and ›others‹; debates about ›pastism‹ and ›presentism‹, ›memory‹ and ›subjectivity‹; deconstructions of the concepts of authenticity, authority, and the academic disciplines and institutions reliant on them – reflect the development

Viele dieser Auseinandersetzungen werden uns in diesem Buch wiederbegegnen: Der Gegensatz zwischen ›Fachleuten‹ und ›Amateuren‹ ist ein zentrales Argument bei der Etablierung einer akademischen Mittelalterforschung, aus der eben alles ausgeschlossen wird, was nicht strenge Wissenschaft ist. Über die Spannungen zwischen westlichen Deutungssystemen des Mittelalters und ›Anderen‹ werden wir vor allem im Kapitel über die Potenziale einer postkolonialen Mediävistik sprechen. Die schwer übersetzbaren Begriffe ›pastism‹ und ›presentism‹ greifen wir direkt im Anschluss wieder auf; sie verhandeln die Frage, wie sehr der Blick auf das Mittelalter mit der eigenen Gegenwart verknüpft wird, und damit auch, inwiefern unsere heutige subjektive Position Teil der Mediävismen ist. Auch die Frage, wie in diesem Prozess die Autoritäts- und Beglaubigungssysteme akademischer Disziplinen und Institutionen infrage gestellt werden, wird uns in diesem Buch noch weiter beschäftigen.

Mediävismen gibt es im Grunde, seit sich die Idee einer eigenständigen und von der eigenen Gegenwart abgrenzbaren – und damit überwundenen – Epoche namens Mittelalter etabliert hat, also ungefähr seit dem 14. Jahrhundert mit dem Aufkommen des Humanismus. Und natürlich haben Mediävismen auch nicht mit der Romantik geendet; man könnte im Gegenteil davon sprechen, dass das Mittelalter noch heute allgegenwärtig ist. Schon die Romantiker sahen sich, wie gesagt, einerseits von Spuren des Mittelalters umgeben, wenn sie beispielsweise in der Ruine des Heidelberger Schlosses saßen, und schufen andererseits mit ihren Liedern, Bildern und wissenschaftlichen Abhandlungen ihre eigenen Antworten auf diese Präsenz des Mittelalterlichen – was natürlich das Mittelalter nur noch allgegenwärtiger machte. Die romantische Idee eines allgegenwärtigen Mittelalters war dabei auch eine Reaktion auf die Bemühungen aufklärerischer Strömungen, das Mittelalter als erledigt und überwunden anzusehen, ähnlich wie das Mittelalter schon in der Renaissance als Negativfolie für die (kulturellen und politischen) Errungenschaften der Gegenwart erhalten musste.

of the field as a whole.« (Elizabeth Emery/Richard Utz: Making Medievalism, S. 1)

Die Debatte über die Gegenwartigkeit oder (als Gegenstück dazu) die Abgeschlossenheit des Mittelalters wurde und wird auch im wissenschaftlichen Kontext über die Frage geführt, inwiefern die Gegenstände, mit denen die mediävistischen Fächer beschäftigt sind, einen Bezug zur Gegenwart haben. Damit verknüpft sind die Schlagworte ›pastism‹ und ›presentism‹, also Vergangenheits- und Gegenwartsorientierung. Die US-amerikanische Historikerin Kathleen Biddick beschreibt die beiden Positionen mit der ihr eigenen spitzen Feder:

Vergangenheitsorientierung betrachtet die Vergangenheit und die Gegenwart als abgegrenzte zeitliche Objekte, die aus Angst vor wissenschaftlicher Kontamination miteinander nicht in Kontakt kommen dürfen. [...] Das andere Extrem besteht darin, dass [...] das Mittelalter zu einem Spiegel wird. Gegenwartsorientierung blickt in den Spiegel des Mittelalters und bittet ihn, die Geschichten modernistischer oder postmodernistischer Identitäten zurückzuspiegeln.²⁵

Die Idee eines allgegenwärtigen Mittelalters wurde durch das gleichnamige, 1996 erschienene Buch des Historikers Horst Fuhrmann auf eine griffige Formel gebracht: *Überall ist Mittelalter*.²⁶ Er sieht ›Gegenwärtigkeiten‹ und ›Rückerinnerungen‹ in den Kontinuitäten von Bauwerken, christlichem Ornat und alltäglichen Grußformeln, aber auch ›Abwendungen‹ von einem überwundenen Mittelalter, bei dem gerade der Gegensatz Kontur verleiht.²⁷ In beiden Fällen allerdings ist das Mittelalter etwas Vergangenes, Abgeschlossenes; auch wenn es als

25 »Pastism regards the past and the present as bounded temporal objects that cannot come into contact for fear of scholarly contamination. [...] At the other extreme [...] the Middle Ages becomes a mirror. Presentism looks into the mirror of the Middle Ages and asks it to reflect back histories of modernist or postmodernist identities.« (Kathleen Biddick: *The Shock of Medievalism*, S. 83)

26 Horst Fuhrmann: *Überall ist Mittelalter*. Die Formelhaftigkeit seiner Aussage zeigt sich auch daran, dass 2015 ein Sammelband erschien, der Fuhrmanns Titel verwendet – allerdings in Anführungszeichen: Dorothea Klein: »Überall ist Mittelalter«.

27 Horst Fuhrmann: *Überall ist Mittelalter*, S. 10.

Vergleichsfolie dienen kann und sich seine Spuren in der Gegenwart finden lassen. Fuhrmann hat dabei ein recht enges Verständnis von ›überall‹ und ›Mittelalter‹: »Wenn hier vom Mittelalter die Rede ist«, heißt es bei ihm, »so ist unser europäisches Mittelalter gemeint: unsere Landschaft, unsere Vorfahren, unsere Bräuche.«²⁸ Seine Art und Weise, an das Mittelalter anzuknüpfen, ist intim und unmittelbar. Er beschwört eine Gemeinschaft, die sich über gemeinsame geografische, ethnische und kulturelle Merkmale definiert. Zugleich schließt er alle aus, die sich nicht auf die gemeinsame Landschaft, die gemeinsamen Vorfahren, die gemeinsamen Bräuche berufen können, die, kurz gesprochen, nicht Anteil am ›europäischen‹ Mittelalter haben – und das dürften doch einige sein, nicht nur in einem Deutschland, das mittlerweile zweifellos Einwanderungsland ist. Das Ganze klingt dann ziemlich nach Novalis und dessen Vision einer christlichen Einheit Europas im Mittelalter: »Es waren schöne glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo *Eine* Christenheit diesen menschlich gestalteten Welttheil bewohnte« und so weiter. Fuhrmann ist mit seiner Vorstellung, überall sei Mittelalter – nur eben abgeschlossen und als Vergleichsfolie der Gegenwart – ganz nah an der romantischen Position.

Eine andere Position, die man als postmodern oder gleich als postromantisch bezeichnen könnte, vertritt der von uns schon erwähnte Historiker Valentin Groebner, wenn er schreibt:

»Das Mittelalter wird also nicht weniger. Es verschwindet auch nicht. Denn das einzige Mittelalter, das wir haben, ist dasjenige, das heute um uns herum stattfindet, in akademischen Rekonstruktionen, in literarischen und architektonischen Fiktionen und Artefakten, in beweglichen Bildern und medialen *flashes*. In unseren Köpfen: Und das heißt, wir machen es selbst.«²⁹

Das führt uns zurück zu der vorhin zitierten Definition von Mediävalismen als »die andauernde Rezeption der mittelalterlichen Kultur in post-

28 Ebd., S. 11.

29 Valentin Groebner: Das Mittelalter hört nicht auf, S. 167.

mittelalterlichen Zeiten«,³⁰ denn wenn das Mittelalter nicht aufhört, es also gar nicht vorbei ist, müssen wir auch das ›post‹ so lesen, wie wir es bei ›postromantisch‹ tun: nicht als ein zeitliches Nacheinander, sondern als Hinweis auf eine kritische Auseinandersetzung mit dem Mittelalter und seiner andauernden Präsenz und beständigen Wiederholung. Eben dafür brauchen wir auch im deutschsprachigen Raum den Begriff und das Konzept des Mediävalismus.

Dieses Konzept hat mittlerweile auch seinerseits bereits eine Geschichte. Der englische Begriff ›medievalism‹ – oder in seiner ursprünglichen Schreibweise: ›mediaevalism‹ – wurde zunächst genutzt, um gegen rückwärtsgewandte Tendenzen innerhalb der englischen Kirche zu polemisieren. Der älteste Beleg in englischer Sprache datiert denn auch von 1844. Der deutlich abwertende und ironische Gebrauch im religiösen Kontext wurde bald um andere Bedeutungsebenen erweitert, die von einer ebenfalls kritischen Verwendung in Bezug auf die Wiederbelebung des Mittelalters in Kunst und Architektur bis zu einer weitgehend neutralen Beschwörung der ›tatsächlichen‹ mittelalterlichen Vergangenheit reichen.³¹ In diesem Sinne muss auch der erste Beleg des Begriffs in deutscher Sprache verstanden werden. Er findet sich in einer Übersetzung des britischen Anthropologen Edward B. Tylor von 1873 – interessanterweise wiederum in einem religiösen Kontext. Dort heißt es, dass die Ausrichtung nach Osten im christlichen Ritus in England seit der Reformation zunächst aus der Mode gekommen sei, aber inzwischen »durch den wiedererweckten Geist des Mittelalters (Mediaevalismus) in unseren Tagen wieder eine gewisse Bedeutung erlangt« habe.³² Zwar konnte ›medievalism‹ auch als Synonym für das Mittelalter als solches

30 »Medievalism, the continuing reception of medieval culture in post-medieval times [...]« (Richard Utz: *Coming to Terms with Medievalism*, S. 101)

31 David Matthews: *From Mediaeval to Mediaevalism*.

32 Edward B. Tylor: *Die Anfänge der Cultur*, S. 430. Das englische Original lautet: »[...] since then, however, they have been restored to a certain prominence by the revived mediævalism of our own day.« (Edward B. Tylor: *Primitive Culture*, S. 388)

verwendet werden, es überwog aber der Gebrauch als Bezeichnung für etwas Wiedererschaffenes, das sich nur auf das Mittelalter bezieht.

Mit dieser Verwendung im Hinterkopf hat sich in den Begriff auch eine Abgrenzung populärer – und populärwissenschaftlicher – Formen von den wissenschaftlichen Beschäftigungen mit dem Mittelalter eingeschlichen. Wir haben oben von den Auseinandersetzungen um Brentanos und Arnims *Wunderhorn* geschrieben, an denen sich diese Ab- und Ausgrenzung gut zeigen lässt. Man könnte von einer Marginalisierung Brentanos und Arnims durch die ›ordentlichen‹ Wissenschaftler wie Schlegel, von der Hagen und Voß sprechen, wenn das *Wunderhorn* nicht so viel erfolgreicher und bekannter wäre als die Werke der anderen. Der Begriff ›medievalism‹ hatte damals noch keinen Eingang in die deutsche Sprache gefunden, aber mit einem Wort Johann Wolfgang von Goethes könnte man die nichtwissenschaftlichen Mittelalterenthusiasten als ›Mittelältler‹ bezeichnen. Das klingt leicht spöttelnd, aber Goethe hebt bei aller Kritik auch hervor, dass »durch ihre Liebhaberei und Bemühung manches Unschätzbare ans Tageslicht« kommt.³³ Diese ›Liebhaberei‹ wird aber spätestens seit Ende des 18. Jahrhunderts im Zuge der Herausbildung akademischer Disziplinen als Zeichen für Unwissenschaftlichkeit und Dilettantismus verstanden – und moralisch herabgesetzt. In der neu entstehenden Germanistik wurde, wie der Mittelaltergermanist Werner Röcke schreibt,

diese Ausgrenzung des wissenschaftlichen Gegners im Rückgriff auf bürgerliche Primärtugenden wie Fleiß und Tüchtigkeit besonders nachdrücklich und besonders folgenreich betrieben. Sie führt dazu,

33 So schreibt Goethe 1808 an Karl Ludwig von Knebel: »Ueberhaupt lasse ich mich nicht irre machen, daß unsre modernen, religiösen Mittelältler mancherlei Ungenießbares fördern und befördern. Es kommt durch ihre Liebhaberei und Bemühung manches Unschätzbare ans Tageslicht, das der allerneuesten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.« (Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel (1774–1832), S. 339). Der Eintrag für ›mittelältler‹ im Grimmschen Wörterbuch zitiert nur den ersten Satz, sodass die Definition des Begriffs als »verehrer und nachbeter des mittelalters, spottend« harscher klingt, als es bei Goethe der Fall ist (Deutsches Wörterbuch: s.v. ›mittelältler, m.‹).

dass nun als unwissenschaftlich angesehene Forschungsansätze und Fachvertreter aus dem Konsens der Tüchtigen ausgegrenzt und marginalisiert werden. Das wiederum führt zum engeren Zusammenschluss der wenigen Tüchtigen im neuen Fach und dessen verstärkter Institutionalisierung und Konsolidierung.³⁴

Die Profis an den Universitäten sind also tüchtig, weil sie Profis sind, und Profis, weil sie tüchtig sind; und die anderen sind Faulpelze, weil sie Amateure sind, und Amateure, weil sie Faulpelze sind. So einfach ist das.

Bei dem Begriff ›medievalism‹ überwog die negative Konnotation von ›amateurhafter‹, das heißt nichtwissenschaftlicher Beschäftigung mit dem Mittelalter zumindest bis in die 70er-Jahre des letzten Jahrhunderts. Zu dieser Zeit gab es größere theoretische Strömungen, die den philologischen Positivismus und den historischen Objektivismus infrage stellten – also die im 19. Jahrhundert virulente Idee, dass alles Wissen auf tatsächliche Gegenstände zu gründen sei, verbunden mit dem Anspruch der Wissenschaft, neutral und objektiv zu sein. Im Zuge dieser Auseinandersetzungen gelang es dem Privatgelehrten Leslie J. Workman, sich den Begriff ›medievalism‹ anzueignen und ihn positiv umzudeuten – gegen viele Widerstände in der anglophonen Mediävistik; wir sind oben bereits auf einige der Kontroversen eingegangen. Ihm und anderen Forscher*innen ist der Beginn einer Bewegung zu verdanken, die in den folgenden Jahren langsam an Zulauf gewann und sich heute im englischsprachigen Raum als ›medievalism studies‹ etabliert hat.

Dass die Etablierung von Mediävalismen als Forschungsfeld auch auf die – zumindest englischsprachige – Mediävistik Einfluss genommen hat, wird nicht ernsthaft bestritten. Der Anglist David Matthews hat diese Entwicklung mit dem Einfluss der Kulturwissenschaften auf den traditionellen Literaturkanon verglichen: Der Effekt der Kulturwissenschaften auf die Mediävistik habe nämlich darin bestanden, »ihre

34 Werner Röske: »Erneuerung« des Mittelalters oder Dilettantismus?, S. 50 [Hervorhebungen getilgt].

Wertvorstellungen zu lockern oder zu sprengen und die vernachlässigten Nebenwege der mittelalterlichen Kultur wiederzufinden, indem man sie unter die Lupe der Genderforschung nimmt, indem man den Stimmen der Armen, der Arbeiter*innen zuhört«. ³⁵ Dass dies nicht nur Zustimmung findet, dass vielmehr die Beschäftigung mit Mediävalismen bei denjenigen auf Ablehnung stößt, »die in einem älteren, stabileren Kanon und den damit verbundenen Ansätzen Sicherheit suchen«, fasst Matthews in einem etwas polemischen, aber sehr anschaulichen Bild zusammen: Gesucht werde von manchen das Mittelalter ihres Großvaters, »kurz gesagt, eine Zeit, die mit der Sicherheit eines lebenswerten alten Mannes (nicht einer Frau) einhergeht, der vielleicht eine Strickjacke trägt, Pfeife raucht und beruhigend vertraute Geschichten erzählt.« ³⁶

Ein Streitpunkt ist dabei weiterhin, ob die ›medievalism studies‹ Teil der ›medieval studies‹, also der Mediävistik sind, oder ob der Fall nicht vielmehr umgekehrt liegt: Vertreter*innen der ›medievalism studies‹ betonen nämlich, dass gerade auch die wissenschaftliche Beschäftigung zu den Mediävalismen zähle, denn auch die Mediävist*innen rezipierten auf ihre spezielle Art das Mittelalter und erschufen damit – neben durchaus wandelbaren Mittelalterbildern – ihre Bücher, Aufsätze und Vorträge. Wir müssen die Frage nach der Vorrangstellung hier nicht entscheiden, wir können aber zumindest das Argument festhalten, dass Mediävalismen in diesem Verständnis also nicht das ›Andere‹ der Wissenschaft sind, kein populäres Gegenstück zu einer vermeintlich objektiven Wissenschaft. Das gilt auch deshalb, weil wir seit dem Anbruch

35 »The effect that medievalism has on medieval studies – loosening up or exploding its canons of value and retrieving the neglected by-ways of medieval culture, by putting it under the lens of gender studies, by listening to the voices of the poor, the workers – is exactly that which cultural studies aimed to have on the traditional literary canon.« (David Matthews: *Medievalism*, S. 178)

36 »This is why medievalism has attracted negative responses from those who seek reassurance in an older, more stable canon and the approaches that go with it: your grandfather's Middle Ages, in short, a period which comes with the reassurance of a loveable old man (not a woman), perhaps in a cardigan, smoking a pipe, telling reassuringly familiar stories.« (Ebd.)

der Postmoderne (möglicherweise sogar schon länger) wissen, dass auch Wissenschaftler*innen keine radikal objektive Position einnehmen und somit auch nicht zum neutralen Sprachrohr werden können, durch das sich ein »echtes« Mittelalter zu Wort meldet. Stattdessen erschaffen auch Mediävist*innen ihre Formen von Mediävalismen, die genauso wie bei Autor*innen von Historischen Romanen oder Darsteller*innen auf Mittelaltermärkten geprägt sind durch ihre jeweiligen Interessen und durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, in die sie eingebettet sind.

Für »die großen Mediävist*innen des 20. Jahrhunderts« hat das im Jahr 1991 der US-amerikanische Historiker Norman F. Cantor auf eindruckliche Weise gezeigt, der in einem biografischen Buch über Leben, Werk und Ideen von Mediävisten*innen persönliche und professionelle Stränge miteinander verwebt.³⁷ Ihn interessiert die Frage, wie Forscher*innen von ihren Lebenserfahrungen und kulturellen Milieus in ihrem Nachdenken über das Mittelalter beeinflusst wurden. Cantor vergleicht dieses biografisch geprägte Nachdenken mit Operninszenierungen, deren Interpretationen der jeweiligen Stücke immer im Kleinen und manchmal auch im Großen voneinander abweichen: »So ist es auch bei den Geisteswissenschaftler*innen, wenn sie versuchen, für uns ein Bild der Vergangenheit zu konstruieren. Die von den großen Mediävist*innen formulierten Vorstellungen vom Mittelalter unterscheiden sich erheblich voneinander. Das Libretto und die Partitur, von denen sie ausgehen – die Daten der historischen Tatsachen – sind die selben. Die Wahrheit liegt also letztlich nicht in den textlichen Details, sondern in den Interpretationen.«³⁸ Während heute die Wahrnehmung von Cantors Buch in der Forschung überwiegend positiv ausfällt, gab es auch harsche Kritik an Cantors Werk, etwa von Richard W. Pfaff, der seine im Jahr 1993 erschienene Rezension mit der Bemerkung beschließt, dass

37 Norman F. Cantor: *Inventing the Middle Ages*.

38 »So it is with humanistic scholars when they try to construct for us an image of the past. The ideas of the Middle Ages articulated by the master medievalists vary substantially one from another. The libretto and score they are working from – the data of historical fact – are the same. The truth, therefore, is ultimately not in the textual details but in the interpretations.« (Ebd., S. 45)

»die weite Verbreitung dieses niederträchtigen und tendenziösen Werks ein schwerer Schlag für die Mediävistik« sei.³⁹

Und selbst wenn Forscher*innen die Zeitgebundenheit der eigenen Forschung anerkennen, dann scheint es manchen von ihnen weiterhin wichtig zu sein, sich gleichzeitig von populären Formen abzugrenzen. So schreibt der Historiker Hans-Werner Goetz in der Einführung zu einem Sammelband über *Mediävistik im 21. Jahrhundert* zwar, dass Mediävist*innen nicht das Mittelalter rekonstruierten, sondern vielmehr zeitgemäße Mittelalterbilder konstruierten. Er fügt aber auch hinzu: »Das freilich sind wissenschaftliche, aus Quellen begründete, methodisch reflektierte und im Kreise der Wissenschaft diskutierte Geschichtsbilder und keine Romane.«⁴⁰ Dass Mediävist*innen, die in der Wissenschaft arbeiten, keine Romane verfassen – zumindest nicht während ihrer Arbeitszeit –, versteht sich eigentlich von selbst, umso mehr fällt die scheinbar reflexhafte Selbstvergewisserung ins Auge. Das hängt vielleicht auch mit einem ungeklärten Verhältnis der Forscher*innen nicht nur zu ihren jeweiligen mittelalterlichen Gegenständen, sondern gerade auch zu Mediävalismen zusammen – einschließlich eben der Mittelalterbilder, die sie selbst als Teil ihrer Arbeit produzieren.

Sehr erhellend ist in diesem Zusammenhang ein oft zitierter, kurzer Beitrag aus dem Jahr 1986, in dem der Germanist Ulrich Müller verschiedene Formen der Mittelalterrezeption und die Zuständigkeiten von Mediävist*innen für diese Rezeptionsformen diskutiert.⁴¹ Er unterscheidet dabei vier idealtypische Grundformen, die sich in der Praxis häufig vermischen: Erstens die produktive Mittelalterrezeption, bei der mittelalterliche Themen, Werke oder Autoren »in einem schöpferischen Akt zu einem neuen Werk verarbeitet« werden. Zweitens die reproduktive Mittelalterrezeption; hier werden originär mittelalterliche Werke

39 »The widespread circulation of this mean-spirited and tendentious work is a grievous blow to medieval studies.« (Richard W. Pfaff: Rez. zu: *Inventing the Middle Ages*, S. 125)

40 Hans-Werner Goetz: Die Aktualität des Mittelalters und die ›Modernität‹ der Mediävistik, S. 11.

41 Ulrich Müller: Formen der Mittelalter-Rezeption, S. 507–510.

auf ›authentische‹ Weise rekonstruiert, »etwa durch musikalische Auführungen oder Renovierungen (z.B. von Gemälden oder Bauwerken)«. Drittens die wissenschaftliche Mittelalterrezeption; entscheidend sind hier die »Arbeitsmethoden der jeweiligen wissenschaftlichen Disziplin«, mittels derer mittelalterliche Werke oder Ereignisse untersucht und erklärt werden. Viertens und letztens die politisch-ideologische Mittelalterrezeption, bei der mittelalterliche Werke, Personen, Ideen (und so weiter) »für politische Zwecke im weitesten Sinn verwendet und verarbeitet« werden; als Beispiel führt Müller die Verwendung des Begriffs ›Kreuzzug‹ an.

Über diese vier Grundformen kann man sicherlich diskutieren, spannend ist aber vor allem, welche Bewertungskategorien den vier Formen zugewiesen werden, denn, so schreibt Müller, eine Untersuchung von ›richtig‹ und ›falsch‹ sei idealiter nur bei dem zweiten und dritten Rezeptionstypus möglich. Es sei also durchaus möglich, zu entscheiden, ob beispielsweise die Renovierung einer aus dem Mittelalter stammenden Kirche ›richtig‹ sei oder nicht; Gleiches gelte für die Aufführung mittelalterlicher Musik. Und auch bei einer wissenschaftlichen Untersuchung sei deren Ziel ja immer die ›historische Wahrheit‹ – Müller setzt den Begriff in Anführungszeichen und fügt sicherheitshalber noch das Caveat hinzu: »ob man diese nun als wirklich erreichbar betrachtet oder nicht«. Für diese Formen seien dann auch Mediävist*innen ›zuständig‹, da sie über die nötigen Fachkenntnisse verfügten, »zwischen ›richtig‹ und ›falsch‹ zu unterscheiden« – oder zumindest sollten sie, so Müller weiter, eine solche Unterscheidung anstreben, dies gehöre zur »Pflicht als Wissenschaftler«.

Bemerkenswert ist Müllers Beurteilung der politisch-ideologischen Mittelalterrezeption: Diese stehe jenseits der Kategorien von ›richtig‹ und ›falsch‹, doch sei jeder, »gemäß seinem weltanschaulichen und wissenschaftlichen Standpunkt, zur historischen und ideologischen Bewertung aufgerufen«. Am Ende wird Müller noch deutlicher: Es wäre wohl »ein Ausdruck falsch verstandener Objektivität, den eigenen ideologischen Standpunkt zu unterdrücken oder – noch schlimmer – zu verstecken«. Das ist eine erfrischend direkte Position, die man auch einer postromantischen Mediävistik nur wünschen kann.

Bei der produktiven Mittelalterrezeption, betont Müller, müsse das neue(re) Werk, das mittelalterliche Themen verarbeitet, in seinem eigenen historischen Kontext und in seiner eigenen Qualität beurteilt werden: »[H]ier darf – zumindest in erster Linie – die zweifellos interessante und natürlich besonders den Mediävisten interessierende Frage nach dem Verhältnis zur mittelalterlichen Quelle keine Rolle spielen.« Es seien zwar – im konkreten Fall germanistische – Mediävist*innen ebenfalls angesprochen und »zumindest hinsichtlich der verwerteten Vorlagen auch ›fachzuständig‹«, aber sie müssten ihre Arbeitsmethoden ergänzen, um eine möglichst umfassende Erklärung des neuen Werks zu liefern. Auch sollten sie, so Müller weiter, vorsichtig damit sein, »bevormundend in einen schöpferischen Prozeß hineinzureden« – es sei höchstens ihre Aufgabe zu informieren, wenn sie gefragt würden. Erklärung und Bewertung des neuen Werks dürften nicht vermischt werden: »[D]ie wissenschaftliche Untersuchung und das ästhetische Urteil müssen, so schwer es im einzelnen Fall auch sein mag, getrennt bleiben.«

Ausgeführt wird das, wenig überraschend, am Beispiel von Wagners *Parsifal*, dessen Qualität sich nicht anhand der Quellentreue oder der ›Mittelalter-Gemäßheit‹ beantworten lasse. Man mag einwenden, dass Wagner hier eine Sonderrolle zukommt, denn häufig werden produktive Rezeptionszeugnisse ja genau an ihrer Nähe oder Ferne zum ›echten‹ Mittelalter gemessen, man denke nur an Historische Romane. Richard Utz hat darauf hingewiesen, dass selbst Umberto Ecos *Der Name der Rose* in der deutschen Wissenschaftslandschaft weniger als postmodernes Werk rezipiert wurde, das die Grenzen von Wissenschaft und Literatur auslotet, sondern mehr auf seine historische Wahrheit abgeprüft wurde.⁴² Insofern klingt Müllers Forderung, wissenschaftliche Untersuchung und ästhetisches Urteil getrennt zu halten, im ersten Moment ganz sinnvoll. Was aber wäre dann noch die Rolle der Mediävist*innen? Zwar könnten sie Wissen liefern, wie sich ein Werk zum Mittelalter verhält, dieses Wissen dürfte aber nicht in die Beurteilung einfließen. Mediävist*innen dürften also über ein Werk sprechen, aber

42 Richard Utz: Resistance to (The New) Medievalism?, S. 165f.

nicht als Mediävist*innen – was nicht schlimm sein muss, sie können ja auch als Liebhaber*innen von Opern oder Computerspielen sprechen. Trotzdem, im zweiten Moment klingt Müllers Forderung schon weniger sinnvoll – oder zumindest ergänzungsbedürftig: Denn warum sollte die ›Mittelalter-Gemäßheit‹ nicht auch ein Kriterium unter vielen sein? Viel wichtiger scheint uns ohnehin, die Einteilung in ›richtig‹ und ›falsch‹ zu hinterfragen und an den jeweiligen Gegenstand anzupassen.

Zuständigkeiten, Kompetenzen und Ko-Disziplinarität

Warum das wichtig sein könnte, zeigt auch ein Blick ›von außen‹, also aus nichtmediävistischer Perspektive. Anlässlich des 2004 erschienenen Films *King Arthur* (Regie: Antoine Fuqua; Drehbuch: David Franzoni) schrieb Anthony O. Scott, Filmkritiker und Professor für Filmwissenschaft an der US-amerikanischen Wesleyan University, in der *New York Times*: »Historiker*innen indes werden den Wahrheitsgehalt des Ganzen diskutieren, immer vorausgesetzt, dass sie nichts Besseres zu tun haben.«⁴³ Das ist ein spannender Satz, der ziemlich viel aussagt über die Erwartungshaltung des Rezensenten, sowohl in Bezug auf Filme als auch auf Historiker*innen. Deren Aufgabe ist es nämlich offenbar nicht, sich zum Wahrheitsgehalt von Filmen zu äußern, oder zumindest nur dann, wenn sie nichts Besseres zu tun haben. Was dieses ›Bessere‹ sein könnte, dazu äußert sich der Rezensent nicht, mutmaßlich hat es mit dem ›echten‹ Mittelalter zu tun. Die Beschäftigung mit Filmen hingegen gehört demnach nicht zu den Aufgaben von Historiker*innen, so wie übrigens auch der Rezensent kein wirkliches Interesse an den Ergebnissen einer solchen Beschäftigung zu haben scheint. Das mag auch daran liegen, dass der Rezensent von den Historiker*innen ausschließlich eine Diskussion darüber erwartet, inwiefern das Dargestellte ›wahr‹ ist.

43 »Historians will debate the veracity of all this, assuming they have nothing better to do.« (Anthony O. Scott: *The Once and Future Fury*). Man vergleiche auch Hanna-Myriam Häger: Epigonalität im Artusfilm und in der Artusfilmforschung?, S. 63–67.

Dabei denkt man vielleicht zunächst an Fragen nach historischen Details: Passen Kleidung und Waffen in die Zeit, die im Film präsentiert wird? Wie sieht es mit gesellschaftlichen Systemen, geistigen Konzepten oder Wertvorstellungen aus? Ein Film wie *King Arthur*, der »die nie erzählte wahre Geschichte hinter der Legende«⁴⁴ verspricht – so der Werbeslogan – und König Artus historisch zu verorten versucht, lässt sich an solchen Maßstäben messen; andere Bearbeitungen des Artus-Stoffs – wie zuletzt *The Green Knight* von 2021 (Regie und Drehbuch: David Lowery) – eher nicht. Tatsächlich bezieht sich der Rezensent hier aber nicht auf solche Details, sondern vielmehr auf ein ganzes Bündel an Themen: So sei Merlin in dem Film kein Zauberer, sondern der Anführer einer keltischen Guerilla-Armee, die Gralssuche falle mangels christlicher Ritter aus und auch das »mythische Dreieck«⁴⁵ aus Artus, Ginover und Lancelot fehle hier. Das ist es, was der Rezensent nun den Historiker*innen mit Blick auf den Wahrheitsgehalt zur Diskussion überlässt – natürlich nur, wenn sie gerade nichts Besseres zu tun haben.

An dieser Stelle müssen wir allerdings auch aus literaturwissenschaftlicher Sicht einhaken. Es mag nach verletzter Eitelkeit des Literaturwissenschaftlers klingen, aber die Tatsache, dass sich Historiker*innen dazu äußern sollen (oder eben nicht), ob es nun eine Dreiecksbeziehung zwischen Artus, Ginover und Lancelot gab, irritiert. Die Frage, ob es König Artus tatsächlich gegeben hat, mag noch in das Feld der Geschichtswissenschaften fallen, aber spätestens die *ménage à trois* mit Ginover und Lancelot ist Teil der höfisch-literarischen Welt, ebenso wie die Suche nach dem Gral. Dennoch wird Mittelalterforschung in der öffentlichen Diskussion vor allem als Sache der Geschichtswissenschaften verstanden, die dann eben auch solche Themen bedienen sollen. Mediävistische Literaturwissenschaften kommen hingegen eher selten vor (oder sind vielleicht mit dem Etikett »Historiker« irgendwie mitgemeint).

44 »The Untold True Story Behind The Legend« (man vergleiche Larisa Grollemond/Bryan C. Keene: *The Fantasy of the Middle Ages*, S. 10).

45 Scott schreibt tatsächlich »mythic triangle«.

Auch hier könnte es helfen, die ›medievalism studies‹ ernst – oder zumindest ernster – zu nehmen. Deren Gegenstände beziehen sich nämlich in vielen, wenn nicht den meisten Fällen auf Bilder vom Mittelalter, nicht auf das Mittelalter selbst. Diese Bilder können dabei durchaus selbst mittelalterlich sein, etwa das ritterlich-höfische Ideal der Artusromane, das sich die adlige Gesellschaft um 1200 als *safe space* erschuf, um die eigenen Träume und Wertvorstellungen in Form von erzählten Welten zu genießen. Trotzdem bleiben die Artusromane eine Projektion, ein Bild, auf das dann wiederum Filme wie *King Arthur* oder *The Green Knight* zurückgreifen, um ihrerseits ein Bild vom Mittelalter zu präsentieren. Nimmt man diesen Gedanken ernst, dann braucht es auf einmal nicht mehr Expert*innen für das ›echte‹ Mittelalter, sondern für Mittelalterbilder – in diesem speziellen Fall Literaturwissenschaftler*innen.

Man entledigt sich dabei auch eines weiteren Problems, nämlich des Anspruchs auf ›Wahrheit‹, hier verstanden als historische Akkuratess. Ein Problem ist diese Kategorie aus zwei Gründen: Erstens ist sie nur schwer greifbar. Natürlich gibt es immer wieder Mediävalismen, die sich auf konkrete historische Kontexte beziehen, dann lässt sich beispielsweise wunderbar anhand archäologischer Funde darüber diskutieren, ob die in einem Film geschwungenen Schwerter nun dem technischen Stand der dargestellten Zeit entsprechen oder nicht. *King Arthur* ist so ein Fall, wo der Anspruch des Films auf historische Realitätsnähe dazu einlädt, Anachronismen und ›Fehler‹ aufzuzeigen. Wenn es aber mehr um Mittelalterbilder geht, die als Grundlage dienen, ob nun literarische oder andere, dann wird es schnell sehr schwierig, über die Nähe oder Ferne zur historischen ›Wahrheit‹ zu urteilen. Spätestens bei Fantasiliteratur funktioniert es eben nicht mehr, archäologische Funde als Argument heranzuziehen.

Der zweite Grund, weshalb ›Wahrheit‹ eine problematische Kategorie bildet, ist folgender: Sie ist langweilig. »Es hat schon etwas Pedantisches an sich, wenn professionelle Mediävist*innen über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit von kommerziell produzierten Filmen

streiten«,⁴⁶ schreibt der britische Mediävist Tom Shippey – und tut es dann doch, mit der Begründung, dass das lautstark vorgetragene Versprechen der Produzenten von *King Arthur*, sich an die historische Wahrheit zu halten, ihm die Erlaubnis erteilen würde. Man merkt: Die Rolle von Mediävist*innen scheint sich häufig darauf zu beschränken, den Wahrheitsgehalt des Dargestellten abzunicken oder zu verneinen. Das gilt für Historiker*innen übrigens genauso wie für Germanist*innen, denn auch die könnten sich bemüßigt fühlen, als Expert*innen für die mittelalterlichen literarischen Texte über die ›Wahrheit‹ eines Films zu urteilen, getreu dem Motto: ›In den Texten gibt es eine Beziehung zwischen Ginover und Lancelot; im Film gibt es sie nicht; ergo ist der Film nicht wahr.‹ Die Textbeobachtung mag zwar richtig sein (wenn auch differenzierungsbedürftig), aber anstatt die Autorität des Textes absolut zu setzen, könnte es interessanter sein, sich auf die Auseinandersetzung mit dem Film einzulassen. Das aber würde voraussetzen, Positionen zu finden, von denen aus argumentiert wird; Positionen, die anerkennen, dass ›das Mittelalter‹ nicht ungefiltert aus den Mediävist*innen spricht, sondern immer durch gesellschaftliche Verhältnisse und persönliche Standpunkte gebrochen ist; Positionen, die den mittelalterlichen Text ebenso ernst nehmen wie den modernen Film.

Letzteres bringt uns noch einmal zu der Frage von Zuständigkeiten, die in Bezug auf Mediävalismen manchmal ziemlich unklar sind. Das gilt nicht nur für die Historiker*innen und Literaturwissenschaftler*innen, über die wir gerade gesprochen haben – wobei wir weitgehend unerwähnt gelassen haben, dass natürlich auch Filmwissenschaftler*innen ihren Teil zur Diskussion über *King Arthur* beizutragen haben –, sondern auch für die einzelnen Bereiche innerhalb der Germanistik. Nehmen wir beispielsweise Felicitas Hoppe, geboren 1960, auf Deutsch

46 »There is something incipiently pedantic about professional medievalists quibbling over the accuracy or otherwise of commercially produced movies, but the strident claims of historical truth made by the producers of this one perhaps license one to say, in reply, that its history is at best dubious, and its geography frankly ludicrous.« (Tom Shippey: *Fuqua's King Arthur*, S. 310)

publizierende Schriftstellerin – fraglos eine Kandidatin für eine wissenschaftliche Betätigung vonseiten jenes Teils der Germanistik, der sich mit aktueller deutscher Literatur beschäftigt. Solange Hoppe sich in ihren Werken mehr oder weniger in der Gegenwart aufhält, ist das auch völlig unproblematisch. Was aber, wenn sie über die Nibelungen schreibt oder den *Iwein* Hartmanns von Aue für Kinder nacherzählt? Ist dann immer noch die »neuere Literatur« zuständig oder nicht doch eher die Mediävistik? Oder im Fall von *Iwein Löwenritter* gar eine (Vorsicht: Wortungetüm!) Kinder- und Jugendbuchliteraturwissenschaft? Für alles gibt es gute Argumente und tatsächlich haben sich Forscher*innen verschiedener Abteilungen der Texte angenommen – in einem Fall sogar gemeinsam, nämlich durch die Mediävistin Seraina Plotke und den Neugermanisten Christof Hamann.⁴⁷ Das ist insofern hervorzuheben, als sich die Trennung zwischen Mediävistik und Mediävalismen, zwischen einer Beschäftigung mit dem »echten« Mittelalter und Zeugnissen einer Mittelalterrezeption, auch aus einer Konkurrenzsituation speist. Denn die einzelnen Teilbereiche der Germanistik konkurrieren miteinander, um Geld aus Uni-Töpfen, um Studierende und auch um gesellschaftliche Anerkennung.

Natürlich geht es dabei ein Stück weit auch um Kompetenzen, weil eine wissenschaftliche Beschäftigung mit Mediävalismen immer mindestens zwei Felder berührt (oder berühren sollte): die Mediävalismen an sich, seien es nun Bücher, Filme oder Mittelaltermärkte, und das jeweilige Mittelalter, auf das sie sich beziehen. Dabei scheint es wichtig, weder die Bücher, Filme und Mittelaltermärkte nur als Phänomene ihrer Zeit zu untersuchen und das Mittelalter, auf das sie sich beziehen, zu ignorieren, noch den umgekehrten Weg zu gehen und ausschließlich die Mittelalterbezüge zu untersuchen, ohne die Zeitgebundenheit zu beachten. Konkret würde das bedeuten, Felicitas Hoppes *Iwein Löwenritter* sowohl als Nacherzählung von Hartmanns *Iwein* zu lesen, also die Bezüge zum Mittelalter herzustellen, als auch seine Stellung als an Kinder gerichtetes Buch im Jahr 2007 zu berücksichtigen. Diese beiden Kompetenzen müssen Forscher*innen aber erst einmal mitbringen –

47 Christof Hamann/Seraina Plotke: *Iwein, der Löwenritter*.

oder, wie im oben genannten Beispiel, durch ein kooperatives Vorgehen zusammenbringen.

Diese Forderungen bringt der US-amerikanische Anglist Jonathan Hsy, Autor eines Buchs über antirassistische Mediävismen,⁴⁸ auf den schönen Begriff »Ko-Disziplinarität«. Sein Ziel ist es, über gängige Modelle von Inter- oder Transdisziplinarität hinauszugehen und einen »gemeinsamen intellektuellen und kreativen Raum« zu schaffen, »der es einer Einzelperson oder einer Gruppe von Personen ermöglicht, die Regeln der akademischen Disziplinen auf die Probe zu stellen und mit verschiedenen Formen künstlerischer Produktion zu experimentieren«.⁴⁹ Dieser Raum – man könnte hier wieder an die Lobby neben der Mittelalter-Rezeption denken – stünde für die Zusammenarbeit verschiedener Personen bereit, nicht zuletzt, um Lücken im Wissen oder in den Kompetenzen einzelner Wissenschaftler*innen zu schließen. Die Mediävistin müsste also nicht erst Filmwissenschaftlerin werden, der Neugermanist nicht erst Historiker. Hsy fasst das in einer nur schlecht übersetzbaren Anapher zusammen: »Das *ko-* im Begriff »ko-disziplinär« kann somit das reiche positive Potenzial von Kooperation, kollaborativer Arbeit und Kollektivität in den Vordergrund rücken.«⁵⁰

Der Raum könnte aber auch für jene Art von Ko-Disziplinarität dienen, die alle Forscher*innen bereits mitbringen, sei es, weil sie mehrere verschiedene Fächer studiert haben oder weil sie Interesse und Begeisterung für bestimmte Wissensbereiche oder bestimmte Medien mitbringen. Dabei besteht allerdings, so warnt Hsy,

48 Jonathan Hsy: *Antiracist Medievalisms*.

49 »For this purpose co-disciplinarity entails a shared intellectual and creative zone. Co-disciplinarity is a feature of any institutional, non-academic, or virtual space that allows an individual or a group of people to test the very conventions of academic disciplines and to experiment across diverse modes of artistic production.« (Jonathan Hsy: *Co-disciplinarity*, S. 43)

50 »When genuine gaps in knowledge or training pose a challenge to the scholar, collaboration and cooperation among people with different specialized knowledge domains and different analytical skills become tantamount. The *co-* in the term co-disciplinary can thus foreground the rich positive potential of cooperation, collaboration, and collectivity.« (Ebd., S. 48f.)

eine der großen Herausforderungen der Ko-Disziplinarität für jede*n Wissenschaftler*in im Bereich der Mediävismen darin, die Annahme von Dilettantismus zu bekämpfen: die Vorstellung, dass jede*r einzelne Wissenschaftler*in, der oder die versucht, disziplinäre Konventionen weit jenseits seiner oder ihrer wahrgenommenen disziplinären Heimat zu durchqueren, ein ›Hans Dampf in allen Gassen‹ sei.«⁵¹

Hier geht es eigentlich zunächst einmal um die Wahrnehmung von außen, um eine Unterstellung. Von wem diese ausgeht, das benennt Hsy nicht explizit, aber wenn die Unterstellung erst einmal im Raum steht, funktioniert sie auch ohne eine konkrete Instanz, die unterstellt. Wir können vermuten, dass er hier an Vertreter*innen einer Mediävistik alter Schule denkt, die dem Mediävalismus skeptisch gegenüberstehen – oder vermutlich eher an Vertreter ohne *innen, um David Matthews' Bild vom Mittelalter des Großvaters wieder aufzugreifen.

Hsy geht dann direkt zu dem Fall über, dass die Unterstellung von Dilettantismus gerechtfertigt ist; für uns aber könnte es sich lohnen, erst einmal bei der Unterstellung an sich zu bleiben. Dahinter scheinen zwei Phänomene auf, die einen wichtigen Bestandteil der behaupteten Trennung von Mediävistik und Mediävismen ausmachen: erstens eine zunehmende Spezialisierung von akademischer Beschäftigung, die immer kleinere Fachgebiete hervorbringt, weite Streuungen von Wissen für potenziell verdächtig hält und generell die Tiefe der Breite vorzieht. Daran ist grundsätzlich nichts Verwerfliches, es ist nur schade, wenn es dazu führt, dass andere Modelle der Wissensaneignung und -ordnung in Misskredit geraten. Zweitens eine grundsätzliche Skepsis gegenüber allen Formen von Begeisterung, die nichts mit einer akademischen Beschäftigung zu tun haben – und selbst im akademischen Bereich sind sie einigermaßen suspekt. Ausnahmen bestätigen auch hier die

51 »Despite all its rich possibilities, one of the significant challenges of co-disciplinarity for any scholar of medievalism is combatting perceptions of dilettantism: the notion that any individual scholar who seeks to traverse disciplinary conventions far beyond his or her perceived disciplinary home is a ›Jack of all trades, master of none.‹« (Ebd., S. 48)

Regel, etwa bei den inzwischen recht häufig zitierten Wagner-Opern; demgegenüber gilt aber eine Leidenschaft für Mittelalterfilme oder Fantasyromane schnell als unprofessionell. Das ist bedauerlich, denn häufig waren es doch genau diese Interessen, die die Wissenschaftler*innen erst zur Mediävistik gebracht haben. Richard Utz formuliert dieses Dilemma folgendermaßen:

Die meisten akademischen Mediävist*innen unterscheiden sich von außerakademischen Liebhaber*innen der mittelalterlichen Kultur nur durch das Maß, in dem sie ihre Sehnsucht nach der Vergangenheit entpersonalisieren, diese Sehnsucht in wissenschaftliche und wissenschaftsähnliche Praktiken überführen und ihre Aktivitäten mit anderen teilen.⁵²

Postromantische Positionen

Um diese Selbstzensur, diese Unterdrückung von Begeisterung zu überwinden, könnte man also eine Rückkehr zu den romantischen Praktiken vorschlagen – genauer: zu jenen romanischen Praktiken, die, um noch einmal Goethe zu zitieren, in der ›Liebhaberei‹ der ›Mittelälrtler‹ nichts Verwerfliches sehen, sondern vielmehr eine positive Bemühung, die ›manches Unschätzbare ans Tageslicht‹ bringt. Diese Präzisierung ist wichtig, denn auch die Gründungsväter der Germanistik, die jede nicht-wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Mittelalter abqualifizierten, waren ja Romantiker. Der Soziologe Hans Freyer ist wegen seiner Nazi-Vergangenheit grundsätzlich ein schwieriger Gewährsmann, aber seine Einschätzung ist trotzdem richtig, wenn er schreibt, dass sich

52 »Most academic medievalists distinguish themselves from extra academic lovers of medieval culture only by the degree to which they depersonalize their desire for the past, sublimate that desire into scientific and science-like practices, and share their activities with others.« (Richard Utz: *Medievalism*, S. 81f.)

die deutsche Romantik nicht als Dichtung vollendet habe, sondern als Wissenschaft.⁵³

Eine Rückkehr zu romantischen Praktiken hieße also hier, die Trennung in ›ernsthafte‹ Wissenschaft und Dilettantismus aufzuheben und Liebhaberei zuzulassen, nicht nur für das Mittelalter und für seine Texte, sondern gerade auch für moderne Interpretationen des Mittelalters.⁵⁴ Wenn die Grenzen zwischen Wissenschaft und Liebhaberei fielen – oder zumindest durchlässiger würden –, dann könnten die Mediävismen, die viele Mediävist*innen nur in ihrer Freizeit anschauen, lesen, spielen oder sonstwie betreiben, auch einen Platz in ihrem Berufsleben bekommen und zum Gegenstand von Forschung und Lehre werden. Die englischsprachige, vor allem US-amerikanische Mediävistik zeigt, welche Möglichkeiten sich damit ergeben. Die ›medievalism studies‹ haben das Betätigungsfeld von Mediävist*innen erheblich erweitert, Brücken zwischen mittelalterlichen Gegenständen und ihren zeitgenössischen Interpretationen geschlagen und damit zugleich Beiträge zu drängenden gesellschaftlichen Fragen geliefert, etwa zu Rassismus, Ökologie und (toxischer) Männlichkeit. Auf einige dieser Themen gehen wir ausführlicher in den folgenden Kapiteln ein.

Solche Brücken, die mittelalterliche Gegenstände und Themen mit neuzeitlichen Rezeptionen im weitesten Sinne verbinden, machen auch noch einmal deutlich – und darin unterscheidet sich unsere postromantische Position von der romantischen –, dass das Mittelalter nicht aufgehört hat. Das Mittelalter ist nicht das Andere unserer Gegenwart, egal, ob nun zum Guten oder zum Schlechten. Beide Deutungen, für die der Historiker Otto Gerhard Oexle den Begriff des ›entzweiten Mittelalters‹⁵⁵ geprägt hat, finden sich nämlich recht häufig. Dabei ist es letztlich egal, ob es als dunkles Zeitalter imaginiert wird, das zugunsten einer besseren, helleren, aufgeklärteren Gegenwart überwunden wurde –

53 Hans Freyer: Diltheys System der Geisteswissenschaften, S. 494.

54 Alles, was wir zu Dilettantismus und Liebhaberei schreiben, hat übrigens vor uns – und viel schöner – bereits die US-amerikanische Anglistin Carolyn Dinshaw geschrieben (Carolyn Dinshaw: *How Soon is Now?*).

55 Otto Gerhard Oexle: *Das entzweite Mittelalter*.

abgesehen natürlich von den ›mittelalterlichen Zuständen‹, von denen immer dann die Rede ist, wenn es um religiöse Unterdrückung, Folter oder wiederholte Stromausfälle geht –, oder als ein goldenes Zeitalter, in das man sich zurücksehnt. Dies war die Position vieler Romantiker, von Novalis' christlich-europäischer Einheitsfantasie bis zu Schlegels Idealisierung – und Parallelisierung – von deutscher Dichtkunst und deutschem Kaisertum, und dies ist auch die Position der Neuen Rechten, die sich das Mittelalter als eine Zeit ethnischer und moralischer Reinheit zusammenfabuliert, als Männer noch Männer, Frauen noch Frauen und Deutsche noch Deutsche waren.

Aus postromantischer Sicht ist das gleich mehrfacher Unsinn; denn erstens zeigt ein erweiterter Blick auf das Mittelalter, der nicht nur die höfische Kultur und den ritterlichen Helden betrachtet, dass solche Vorstellungen nicht haltbar sind; zweitens taugt das Mittelalter nun einmal nicht als Gegensatz zur eigenen Gegenwart, dafür sind beide zu sehr miteinander verschlungen. Das bedeutet aber auch, dass das Mittelalter kein Woanders und die Beschäftigung mit dem Mittelalter kein Eskapismus sein kann. Wenn wir moderne Mediävalismen – gerade auch die in der Forschung oft marginalisierten sogenannten populären Bücher, Filme und Spiele – ernst nehmen, müssen wir unsere eigenen Positionen und unsere Zeitgebundenheit immer mitdenken. Das ist eine Herausforderung und manchmal unbequem, gleichzeitig laden uns Mediävalismen aber auch zu dieser Art der Auseinandersetzung ein – eine Auseinandersetzung, die wir Mediävist*innen häufig nicht zu führen gewohnt sind, wenn wir uns nur mit den mittelalterlichen Texten, Kunstwerken (und so weiter) beschäftigen.

Diese Auseinandersetzung ließe sich, um ein vorerst letztes Mal das Bild zu bemühen, besser in der Mittelalter-Lobby als an der Mittelalter-Rezeption führen; an einem Ort, an dem man mit anderen Forscher*innen ins Gespräch kommen und sich austauschen kann. Gemeinsam könnte man Mediävalismen von unterschiedlichen Positionen aus bearbeiten, nicht nur, um Wissens- und Kompetenzlücken zu schließen, sondern auch, weil es manchmal einfach mehr Spaß macht, mit anderen zusammenzuarbeiten. Es würde zwar die Unterteilung der Universität in verschiedene Fächer und Disziplinen nicht von heute auf morgen auf-

lösen, aber es könnte helfen, mehr in Kategorien von unterschiedlichen Kompetenzen zu denken als in Kategorien von Zuständigkeiten, die verteidigt werden müssen. Und wenn wir gleichzeitig noch versuchen, die Mauern der Wissenschaft ein wenig zu schleifen, dann könnten diese Auseinandersetzungen auch eine Öffentlichkeit mit einbeziehen, die unsere Begeisterung für das Mittelalter teilt, wie es sich uns heute in Serien, Historischen Romanen und Mittelaltermärkten darstellt.

Eine solche Mediävistik, die also zur Romantik zurück- und zugleich über sie hinausgeht, kurz gesagt: eine postromantische Mediävistik, würde einen Raum schaffen für eine offene, interessierte, ungeniert begeisterte Auseinandersetzung – mit mittelalterlichen Texten, mit zeitgenössischen Interpretationen, mit anderen Forscher*innen, mit der eigenen Person und mit der eigenen Gegenwart.